

Fairtrade-Netzwerktreffen in Köln 25.06.2018

Eva Leipprand

Die vierte Dimension

Was Kultur mit Nachhaltigkeit zu tun hat

Anrede

Vielen Dank für die Einladung hierher in die Eine-Welt-Stadt Köln. Ihre Stadt ist eine von 530 Fair-Trade-Towns in Deutschland; seit 2017 Hauptstadt des fairen Handels. Ich komme aus Augsburg, Fair Trade-Stadt seit 2010; seit 1996 haben wir eine Lokale Agenda und 2013 waren wir Deutschlands nachhaltigste Großstadt.

Bei uns ist also alles in bester Ordnung. Wir wissen, wie wichtig die Rolle der Städte ist auf dem Weg in Richtung weltweiter Nachhaltigkeit, wir stellen uns der Verantwortung für künftige Generationen und haben Stadtrat und Oberbürgermeisterin auf unserer Seite. Wir begrüßen es, dass die Bundesregierung die Millenniumsziele 2030 verabschiedet hat und sich damit zu einer weltweiten Zusammenarbeit im Sinne einer zukunftsfähigen Entwicklung bekennt. Wir arbeiten für die richtige Sache und sind auf dem richtigen Weg.

Es scheint alles in bester Ordnung, bis wir die Zeitung aufschlagen oder uns die Nachrichten zumuten. Oder vielleicht einen Blick in die sozialen Medien werfen. Da heißt es dann America first, oder Ungarn oder Italien oder neuerdings auch

Bayern zuerst, da gilt auf einmal ganz unverblümt das Recht des Stärkeren; wer den härtesten Deal macht, gewinnt. Das Pariser Klimabündnis wird in die Tonne getreten, der Umweltschutz abgeschafft. Die Dreistigkeit siegt. Autokonzerne betrügen Mensch und Umwelt systematisch und werden nicht zur Rechenschaft gezogen. Daten werden ungeniert gehandelt, die Privatsphäre verletzt, Wahlen manipuliert. Internetkonzerne unterhöheln die Demokratie. Was zählt, ist Gewinnmaximierung. Hass und Lüge sind gesellschaftsfähig geworden. Jeder verfolgt seine Interessen im Sinne der eigenen Nation oder Klientel, ohne Rücksicht auf Verluste. Was am meisten verstört: diese Strategien scheinen Erfolg zu haben und finden überall begeisterte Nachahmer. Von Fairness ist keine Rede mehr. Fair Trade heißt heute allenfalls Handel im Interesse Amerikas.

Was ist denn dann mit uns? Sind unsere Vorstellungen Vergangenheit? Und damit auch alles, was uns wichtig ist? Die Sorge ist groß. Nach Trumps Aufkündigung des Iran-Abkommens sagte Frau Merkel beim Katholikentag: „Wenn jeder macht, worauf er Lust hat, dann ist das eine schlechte Nachricht für die Welt.“ Ich denke, da hat sie Recht. Keines der Probleme, die uns derzeit verunsichern – der Klimawandel, die Erschöpfung der Ressourcen, die Plastikmassen in den Ozeanen, die wachsende Ungerechtigkeit zwischen Reich und Arm, die Migrantfrage, die Bedrohung unseres Menschenbilds durch die digitalen Konzerne – keines dieser Probleme ist auf der nationalen Ebene zu lösen. Und auch nicht durch Rücksichtslosigkeit im Kampf aller gegen alle. Das kommt mir vor wie ein Rückfall. Da waren wir doch schon viel weiter. Wir wissen doch: Wollen wir auf diesem

dichtbevölkerten Planeten überleben, müssen wir im eigenen Interesse kooperieren. Fairness ist überlebenswichtig geworden.

Man kann aber die Augen nicht davor verschließen: es findet ein Kulturkampf statt – europaweit, vielleicht weltweit, aber auch in unserem Land. Die Bundestagswahl mit ihren verstörenden Ergebnissen hat uns mit Wucht darauf gestoßen, welche große Bedeutung gesellschaftlichen Narrativen zukommt. Konflikte werden zunehmend kulturalisiert, mit symbolischer, ja sakraler Bedeutung aufgeladen. Um Klimawandel, Genderfrage oder Marktfreiheit werden Glaubenskriege geführt, hochemotional, es geht unmittelbar um Gut und Böse. An der Frage der Zuwanderung zeigt sich dies in all seiner Sprengkraft. Die einen finden durchlässige Grenzen großartig, den kulturellen Pluralismus, die offene Gesellschaft. Die anderen wünschen sich kontrollierte Grenzen, eine klar definierte kulturelle Identität und Zusammenhalt in einer überschaubaren Gemeinschaft. In dieser Gemengelage haben Populisten leichtes Spiel. Das Aufwärmen überlebter, hochgefährlicher Mythen wird Rückversicherung und Waffe zugleich. Diesen schwelenden Kulturkampf müssen wir verstehen lernen und als Aufgabe begreifen, wenn die Gesellschaft nicht auseinanderfallen soll.

Aber was ist hier überhaupt mit Kultur gemeint? Ich wage einen kleinen Exkurs. Im weiteren Sinne ist Kultur zu verstehen als die Gesamtheit von Religion, Wissenschaft, Kunst, Moral, Gesetzen, Gewohnheiten und Gebräuchen, die der Mensch als Teil einer Gesellschaft erlernt und auch an die nächsten Generationen weitergibt. Die Kultur bestimmt die

Art und Weise, wie der Mensch die zunächst chaotisch erscheinende Welt wahrnimmt und für sich ordnet; sie schafft eigentlich erst die Welt. Mittels Kultur kommuniziert eine Gesellschaft und verständigt sich über sich selbst, in einem laufenden Prozess.

Wir Menschen benennen also nicht nur, was wir sehen, oder kommunizieren aktuelle Anlässe oder Gefahren, das können manche Tiere auch, sondern wir denken uns auch Dinge aus, die wir nicht sehen, spekulieren über Möglichkeiten und Alternativen und erfinden gemeinsame Mythen. Das kann nur der Homo Sapiens, sagt Yuval Noah Harari in seinem Buch „Die kurze Geschichte der Menschheit“. Das ist Teil seiner Kultur und verleiht ihm die Fähigkeit, sich in großen Gruppen zu verständigen und zusammenzuarbeiten, ein entscheidender Wettbewerbsvorteil in der Evolution.

Kultur ist also ein Rahmensystem, das man gemeinsam geschaffen hat; dieses sorgt dafür, dass die Einzelnen in der Gruppe gemeinsame Ziele verfolgen, ohne dass sie sich dieses kollektiven Rahmens wirklich bewusst sind. Sie sehen die Welt durch die Brille ihrer Kultur.

Wieviel von dem, was wir für unumstößliche Wahrheit halten, ist in Wirklichkeit eine kulturelle Vereinbarung der Gesellschaft, vielleicht aus ihrer speziellen Geschichte entstanden, ein Mythos, in kulturellen Symbolen aller Art, Bildern, Liedern, Geschichten, festgehalten und weitergegeben. Solche Mythen dienen, wie gesagt, in bestimmten Entwicklungsphasen dem Zusammenhalt einer Gesellschaft, aber in dem Maße, wie sich die äußeren Bedingungen verändern, muss man sie immer wieder auf ihre Lebensdienlichkeit hin

befragen. Und darum geht es uns heute hier. Was einmal richtig war, muss nicht immer richtig bleiben. So haben sich kulturelle Setzungen wie „Macht euch die Erde untertan“ oder „Seid fruchtbar und mehret euch“ inzwischen ganz klar als überholt erwiesen.

Bei anderen lässt sich das oft leichter beobachten als bei uns selber. Beispiel: Der Schusswaffengebrauch in den USA, eine schreckliche Tragödie nach der anderen, und nichts ändert sich. Beim Thema Schusswaffen geht es in Amerika ganz offensichtlich um einen Kulturkampf. Die Befürworter leben von den Bildern aus der Eroberung des Wilden Westens, wie sie in unzähligen Büchern und Filmen tradiert werden. Gut und Böse sind zur Bewahrung des eigenen Selbstbildes klar verteilt, wer am schnellsten schießt, ist der größte Held, der Retter von Frau und Kind, von Haus und Hof. Dieser Mythos hat die Landnahme auf dem Zug nach Westen legitimiert und das Land über viele Jahre zusammenschweißt. Jetzt aber bewirkt er das Gegenteil.

Und wie ist das bei uns, zum Beispiel bei der Debatte um das Tempolimit, um ein vergleichsweise harmloses Beispiel zu nehmen? Warum ist die Einführung eines Tempolimits, wie das in den meisten anderen Ländern längst selbstverständlich ist, bei uns so ganz und gar unmöglich? Weil es anscheinend auch hier um ein Kulturgut geht, das sich gerade in Deutschland in dieser speziellen Art entwickelt hat, die freie Fahrt für freie Bürger, dagegen kommt man nicht an, nicht seit den Bildern vom VW-Cabrio am Gardasee, und Politiker lassen lieber die Finger davon. Unsere Gesellschaft ist in ihren Deutungsmustern gefangen wie jede andere auch.

Soweit der Exkurs Kultur.

Was folgt daraus? Wenn wir uns über Wege einer nachhaltigen Entwicklung unterhalten, dann dürfen wir die kulturellen Aspekte nicht außer Acht lassen. Meine These: Die Kultur ist die vierte Dimension der Nachhaltigkeit, neben der Ökologie, der Ökonomie und dem Sozialen. Worauf es ankommt, ist unsere Haltung zur Welt.

Nehmen wir den prägenden Mythos unserer westliche Gesellschaft: das immerwährende Wachstum: dass es immerfort aufwärts geht, dass alles immer mehr wird, und dass sich der Fortschritt am materiellen Zugewinn ablesen lässt.

Harald Welzer, Sozialpsychologe, hat einen Essay geschrieben mit dem Titel „Mentale Infrastrukturen. Wie das Wachstum in die Welt und in die Seelen kam“, und zeigt darin, dass die Vorstellung von immerwährendem Wachstum erst mit der Industrialisierung entstehen konnte, mit der ständig steigenden Nutzung fossiler Energien. Infolgedessen begann auch der Mensch sich selbst als ein Wesen zu verstehen, das immerfort wachsen muss, das sich selbst nicht genügt, sondern etwas aus sich machen muss. Dem mittelalterlichen Menschen wäre diese Vorstellung fremd gewesen. Heute ist nichts jemals fertig. Alles muss immer besser, mehr und schneller werden. Das ist die Mentalität des *Homo Oeconomicus*. Insbesondere in der Nachkriegszeit wurde Wachstum zum entscheidenden Paradigma. Stetiges Wachstum galt – und gilt bis heute - als Voraussetzung für soziale Gerechtigkeit und Frieden. Der Konsum wird dabei zunehmend zur Sinnstiftung, zur Erweiterung des Selbst; die Ware wird zum Statussymbol. Und dabei verbraucht der Mensch die Res-

sourcen der Erde, zunächst da, wo er lebt, dann durch immer weiteres geografisches Ausgreifen, und jetzt, nachdem die Endlichkeit der Welt sichtbar geworden ist, zehrt er die Zukunft auf, die Chancen der kommenden Generationen.

Wollen wir diesen Prozess stoppen oder wenigstens verlangsamen – und das ist unabdingbar –, müssen wir uns mit den mentalen Strukturen des *Homo Oeconomicus* befassen. Die sind ja nicht gottgegeben, das ist die gute Nachricht. Sie sind, wie beschrieben, erst in den letzten zwei bis drei Jahrhunderten entstanden und zudem zum Teil bewusst *gemacht*. Es sind ja viele daran interessiert, die Bilder einzuspeisen, die diese Entwicklung vorantreiben und beschleunigen. Vornedran natürlich die Wirtschaft mithilfe der Werbung, die mit ihren inzwischen auch das Internet dominierenden Botschaften schon lange nicht mehr informiert im Spiel von Angebot und Nachfrage, sondern immer neue Wünsche zu wecken versucht, damit sich die Wachstumsspirale weiterdreht. Mit diesen Bildern wird dann der Kopf eines Kindes gefüllt, das in unserer Gesellschaft heranwächst, so dass es dann ganz folgsam ständig etwas Neues haben will, jedes einzelne ein kleiner Wachstumsbeschleuniger.

Um die steigenden Bedürfnisse zu befriedigen, ist aber auch die Politik auf Wachstum angewiesen und sendet entsprechende Botschaften aus. Jeder weiß inzwischen, wohin dieses Wachstum führt, und doch würde es bislang keine Partei wagen, ihren Wählerinnen und Wählern ein Programm vorzusetzen, das nicht irgendwo ein Mehr bedeutet. Die Politik sitzt in der Wachstumsfalle. Politische Botschaften der Wachstumskultur (wir erinnern uns: „Wachstumsbeschleuni-

gungsgesetz“, „Abwrackprämie“) machen das Verbrauchen zur ersten Bürgerpflicht. Natürlich gibt es auch regelmäßig Aufrufe zum Schutz von Klima und Ressourcen. Aber das passt nicht zusammen. Die Botschaften sind widersprüchlich und verwirrend und können deshalb kaum die Kräfte wecken, die für eine Veränderung nötig wären. Auch der Nachhaltigkeitsbericht der Bundesregierung ist im Wachstumsdilemma gefangen.

Die Konsumkultur ist aber nicht die einzige Möglichkeit, Wirtschaft zu organisieren. In seinem Buch *Die Ökonomie von Gut und Böse* erzählt Tomáš Sedláček eine Geschichte der Ökonomie, von Gilgamesch über Hebräer, Griechen, Christen bis zu Adam Smith und seiner unsichtbaren Hand, und die Leserin merkt: Ökonomie ist eine „kulturelle Erscheinung“. Im Lauf der Zeit haben unterschiedliche Kulturen unterschiedliche Wirtschaftssysteme hervorgebracht, je nach Lebensbedingungen und Wertesystem. Das Wesen der Ökonomie ist der Wandel, und es ist nicht zu erwarten, dass mit dem heute vorherrschenden Wirtschaftssystem das Ende der Geschichte erreicht ist. Wer weiß, was die Zukunft noch in petto hat. Die heute vorherrschende Neoklassik ist keine absolute Wahrheit; sie ist nicht alternativlos, sondern veränderbar.

Dafür brauchen wir eine tiefgreifende Auseinandersetzung mit den Denkmustern, die hinter dem Wachstumsmythos stehen, mit seiner einseitigen Überhöhung von Wettbewerb, Innovation, Konsum, Beschleunigung. Das ist keine zukunftsfähige Haltung zur Welt. Sie erzeugt auch eine Leere, eine Sinnleere, in der sich ungute Ersatzideologien breitma-

chen – die Popkultur des IS, neue Nationalismen. Auch die derzeitige europäische Krise zeigt: wirtschaftlicher Wohlstand allein reicht nicht aus, um Europa zusammenzuhalten. Wir brauchen eine neue große Zukunftserzählung.

So sieht das im Übrigen auch Papst Franziskus, der aus Lateinamerika auch die Brille anderer Kulturen kennt. Zitate aus der Enzyklika „Laudato si“:

„Es müsste einen anderen Blick geben, ein Denken, eine Politik, ein Erziehungsprogramm, einen Lebensstil und eine Spiritualität, die einen Widerstand gegen den Vormarsch des technokratischen Paradigmas bilden.“ „Es geht schlicht darum, den Fortschritt neu zu definieren.“ „Wir wollen uns nicht damit abfinden und nicht darauf verzichten, uns über den Zweck und den Sinn von allem zu fragen.“ „Wenn die Beziehung des Menschen zur Umwelt bedacht wird, darf die Kultur nicht ausgeschlossen werden“ „Was gerade vor sich geht, stellt uns vor die Dringlichkeit, in einer mutigen kulturellen Revolution voranzuschreiten.“

Dass wir heute hier in so großer Zahl zusammen sind, zeigt: die kulturelle Revolution hat schon begonnen. Vielleicht ist es auch eher eine Evolution. Noch einmal Harari: „Da menschliche Zusammenarbeit in großem Maßstab auf Mythen basiert, kann man die Form der Zusammenarbeit neu gestalten, indem man die Mythen verändert und neue Geschichten erzählt“. Er beschreibt in seinem Buch, wie sich die Menschheit von ihren Anfängen zu immer größeren und komplexeren Kulturen hin entwickelt, ganz unaufhaltsam in Richtung Einheit. Diese Entwicklung ist ohne eine kulturelle Evolution, ohne eine Veränderung der Bilder in unseren

Köpfen, nicht denkbar. Der blaue Planet als gemeinsam zu schützende Heimat ist längst ein kulturelles Symbol geworden. Für ein wachsendes globales Zusammengehörigkeitsgefühl gibt es auch klare Anzeichen, das dürfen wir über den eingangs genannten Zerfallserscheinungen nicht übersehen. Die Bereitschaft zu weltweiter Kooperation ist vielerorts zu spüren. Sie entspringt nicht nur einem kooperativen Egoismus, der weiß, die Zusammenarbeit geschieht letztendlich im eigenen Interesse; sie hat auch eine emotionale Seite. Ein Beispiel: die UN-Klimakonferenz in Paris 2015. Am Ende der Konferenz, als der Vorsitzende den grünen Hammer fallen ließ und der Vertrag beschlossen war, lagen sich Delegierte und Politiker weinend in den Armen, in dem Gefühl, eine historische Leistung erbracht zu haben: die Überwindung einzelstaatlicher Egoismen durch ein Wir-Gefühl in globaler Verantwortung. Ein Schritt zur bewussten Selbstbegrenzung der Menschheit. Daraus müsste sich doch ein neuer, zukunftsfähiger Mythos formulieren lassen, der Mythos von einem guten Leben für alle. Auch wenn es gerade nicht so aussieht: die Bereitschaft zu kooperativer Verantwortung wächst. Alle, die hier sitzen, haben eine Ahnung von der Größe und Reichweite der lokalen und globalen Initiativen und Netzwerke, die in diese Richtung arbeiten.

Und manchmal denke ich – ich sage das mal ganz ungeschützt -, die #metoo-Bewegung kommt in dieser Zeit nicht von ungefähr. Hier wird das überlieferte Verhältnis der Geschlechter vehement und fundamental hinterfragt. Könnte die weibliche Haltung zur Welt am Ende die zukunftsfähigere sein? Ist männliches Konkurrenzdenken und Übertrump-

fungsgehabte zu gefährlich geworden auf unserem immer dichter bevölkerten Planeten?

Auf jeden Fall brauchen wir ein gemeinsames Projekt, für das es sich lohnt, zu arbeiten. Nachhaltigkeit als Sinnstiftung. Wirtschaftlicher Wohlstand allein schafft keine Lebenszufriedenheit. Das zu glauben war einer der großen Irrtümer der letzten Jahrzehnte. Es gehört zur Erfolgsgeschichte der ökonomistischen Weltinterpretation, dass es ihr gelungen ist, den Menschen in Teilaktivitäten aufzuspalten, in User, Nutzer, Verbraucher, Kunden, und damit seine Verantwortung für das große Ganze verschwinden zu lassen.

Der *Homo Oeconomicus* ist aber nicht der ganze Mensch. Der ganze Mensch, so meint der Kulturpsychologe Jonathan Haidt, ist ein *Homo Duplex*: er verfolgt gerne seine eigenen Interessen, möchte aber auch Teil einer Gruppe sein: „Wir Menschen haben eine Doppelnatur – wir sind egoistische Primaten, die gerne Teil sein wollen von etwas, das größer und edler ist als wir selbst.“ Haidt kommt zum gleichen Schluss wie Harari: Ohne die Fähigkeit zum Altruismus, zur Kooperation in der Gruppe hätte es der Mensch in der Evolution nicht so weit gebracht. Diese Fähigkeit wird mit einem guten Gefühl belohnt, wie wir auch aus der Glücksforschung wissen. Das macht ja das gute Leben aus: Zu einer Gemeinschaft zu gehören und ihr zu vertrauen, die gesellschaftliche Welt mitzugestalten und einen sinnvollen Beitrag dazu zu leisten. In diesem Sinne ist das gute Leben auch ein Schlüsselbegriff, wenn es um die Transformation unserer Gesellschaft in Richtung Nachhaltigkeit geht.

Dieses gute Leben entfaltet sich idealerweise in der Stadt. Wenn die Nation das ist, was „größer und edler ist als man selbst“, kann das böse enden, wie wir wissen. Aber in der Stadt gibt es die unterschiedlichsten Möglichkeiten für Zugehörigkeit und Mitgestaltung, die sich mit Weltoffenheit bestens vereinbaren lassen. Deshalb ist es richtig und wichtig, dass wir uns heute als Städte treffen und uns gegenseitig stärken.

Zum Schluss nun ein Beispiel aus Augsburg, wie das konkret aussehen kann mit der Kultur als vierter Dimension der Nachhaltigkeit. In einem Zukunftsleitbild, das die Richtung für ein integriertes nachhaltiges Stadtentwicklungskonzept vorgibt, haben wir neben Ökologie, Ökonomie und Soziales die Kultur gestellt. Dabei geht es um gemeinsame Werte und gemeinsame Verantwortung, um nachhaltige Lebensstile, um Frieden und Identität, um Heimat und kulturelle Vielfalt und die kreative Kraft der Kunst. Kulturpolitik soll Räume öffnen helfen für das große Zukunftsgespräch der Gesellschaft. Vielleicht gelingt es uns ja, das Gegenarrativ zu formulieren, Fairness gegen zerstörerischen Egoismus; die Zukunftserzählung vom guten Leben für alle.

(<http://www.nachhaltigkeit.augsburg.de/zukunftsleitlinien.html>)

Und nun noch ein Beispiel dafür, wie die vier Dimensionen ineinander greifen können: das Staatliche Textil- und Industriemuseum in Augsburg, das tim, 2009 eröffnet. Ein Leitprojekt der Industriekultur, identitätsstiftend für Augsburg. Es stärkt zugleich Außenwirkung wie Selbstbewusstsein in der Stadt. Es war Anstoß für ein hochwertiges integriertes Stadt-

entwicklungskonzept Textilviertel unter Mitwirkung der Bewohnerschaft. Das tim selbst ist auch ein zivilgesellschaftliches Projekt. Einbezogen in die Entstehung waren viele Freunde und Kenner der Industriekultur, vor allem der Förderverein Textilmuseum, z. T. ehemalige Textilarbeiter. Sie führen noch heute die alten Maschinen vor; sie konnten und können mitgestalten, erfahren Zugehörigkeit und Wertschätzung, und zusammen mit ihnen alle Nachkommen der zigttausend Textilarbeiter, dazu der Zuwanderer seit den 60er Jahren; ihre Familiengeschichte ist nun museumswürdig und ins kulturelle Gedächtnis der Stadt aufgenommen. Zugleich ist im tim das Phänomen Entwicklung zu erleben. Die Zukunft der Textilproduktion kann und wird anders sein als gestern und heute. Mit Kunstaktionen, mit Schulprojekten thematisiert das tim ökologische Probleme bei der Textilherstellung weltweit und Möglichkeiten des fairen Handels. Es agiert als Plattform für zukunftsfähiges Wirtschaften. Das Museumsrestaurant *nuno* führt regional ausgerichtete Bioküche. Der Museumsshop bietet auf den alten Maschinen gewebte Tücher an, die ein Leben lang halten. Das Modelabel *degree* lässt hier Stoffe herstellen, ökologisch und fair, und elegant. Das tim hat eine klare Botschaft: Transformation ist nötig, möglich und eine sinnstiftende Aufgabe.